

gewesen sein, aber das ist zweitrangig. Für mich, in meiner Erinnerung, hat es sich so zugetragen.

Wenn ich über mich schreibe, geht es nicht ohne die Zeit in der DDR. In ihr wurde ich zur Sängerin. Es geht nicht ohne die Menschen, die meinen Weg gekreuzt haben, die mich förderten und formten, allen voran Ernst-Ludwig Petrowsky, Luten, mein Mann, mein Lehrer, mein Freund und mein musikalischer Herausforderer. Wie kein Zweiter hat er die Jazzgeschichte nicht nur der DDR, sondern weit über ihre Grenzen hinaus mitgeprägt. Und es geht nicht ohne Manfred Krug, den Helden meiner Jugend, mein großes Vorbild. Seit 1971 haben meine Auftritte mit ihm meine Karriere entscheidend mitbestimmt, und sie blieben bis zu seinem Tod 2016 etwas ganz Besonderes für

uns beide.

Ich werde mich also erinnern, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, sondern frei und ungebunden, ganz wie der Jazz, den ich singe, wenn ich mit Bands auftrete oder mit Luten in unserem Duo. Ich werde meiner Intuition folgen, auf meine innere Stimme hören. Sie hat mich durchs Leben getragen und trägt mich bis heute.

Der Beginn ist das Schwierigste, sagt mir die leere weiße Seite auf dem Computerbildschirm. Ich bekomme es mit der Angst zu tun. Wind und Sonne spielen in den Blättern der Bäume. Ahorn und Birken. Luten hat sie gepflanzt, nachdem er das Häuschen mit dem Grundstück vor fünfzig Jahren für wenig Geld gekauft hatte. Er wollte ins Grüne, in die Natur, weg vom Trubel, raus aus der Stadt. Das

steinerner Gartenhaus draußen in Bohnsdorf, am Südrand Berlins, immerhin mit Stromanschluss, war ein Stück Freiheit im umzäunten und reglementierten Land.

Als nach der Wende die Mieten in Ost-Berlin dem westlichen Mietspiegel angepasst werden sollten, unternahmen die neuen Eigentümer unserer Wohnung in der Scharnweberstraße 34, gegenüber vom früheren Pionierpark Wuhlheide, Sanierungen, die wir ohne Chance auf Einspruch zu erdulden hatten. Es herrschte regelrechter Vandalismus. Unsere geliebten Fliesen im Bad, von einer Tournee aus dem Schwarzwald mitgebracht, wurden kurzerhand abgeschlagen. Es ging drunter und drüber. Wenn wir geglaubt hatten, im Westen ginge mit den Handwerkern alles schneller, geplanter, gezielter, so wurden wir

eines Besseren belehrt. Was ein Aufbruch sein sollte, war für uns eher ein Abbruch, der kaum zu ertragen war.

Etwa zur gleichen Zeit konnten die Bewohner von Bohnsdorf und anderen fluglärmbelasteten Gemeinden rund um den Schönefelder Flughafen im Rahmen eines Förderprogramms ihre Häuser mit Schallschutzfenstern ausstatten. Auch wurde der Ort ans Gas angeschlossen, wodurch unser Häuschen Heizung und Warmwasser erhielt. Um den Anschluss an die Kanalisation kümmerten wir uns selber. Weil das altersschwache Dach einem Unwetter nicht mehr standgehalten hatte, beauftragten wir einen Dachdecker, der zugleich Zimmermann war, mit der Reparatur. Es war Lutens Idee, im Zuge der Arbeiten kurzerhand das Häuschen um

eine Etage aufzustocken und die Ebenen mit einer Wendeltreppe zu verbinden. Mein Reich sollte oben sein, Lutens unten.

Der Abschied von der Scharnweberstraße wurde uns leicht gemacht. Immer wieder war es wegen des Lärms, den Luten mit seinem Saxofon und ich mit meinem Gesang machten, zum Eklat gekommen. Ich kann verstehen, dass sich die Hausbewohner gestört fühlten, aber für uns war das Musizieren unser Lebensinhalt, unsere Existenz. Als die Eingaben bei der Hausverwaltung nicht abnahmen und wir das nicht enden wollende Sanierungschaos zunehmend als Beschneidung unseres Lebensraums empfanden, zogen wir um in unser neues Reich, und Luten führte mich ein zweites Mal heim. Endlich konnten wir nach Lust und Laune üben und spielen.